

WURDACK



(c) 2010 Wurdack Verlag, Nittendorf
www.wurdackverlag.de
Übersetzung: Michael Bönnhardt
Cover: Ernst Wurdack

Druck: Lange OHG, Berlin
ISBN 978-3-938065-61-7

Guy Newell Boothby

Die Rache des
Doctor Nikola

Leseprobe

VORWORT

VON MICHAEL BÖHNHARDT

Zwischen 1895 und 1901 erschienen fünf Romane aus der Feder des Australiers Guy Newell Boothby, in denen einer der ersten Serienverbrecher der Trivilliteratur sein Unwesen trieb: Doctor Nikola. Er war übersinnlich begabt, vertrieb sich die Zeit mit wahnwitzigen Experimenten und strebte, wie jeder Schurke, der etwas auf sich hält, nach der Weltherrschaft. Sein Maskottchen war eine große schwarze Katze, die auf seiner Schulter zu hocken pflegte.

- 1895 - A Bid for Fortune, or Dr. Nikola's Vendetta (erschien auch als: Enter Dr. Nikola!)
- 1896 - Dr. Nikola
- 1898 - The Lust of Hate
- 1899 - Dr. Nikola's Experiment
- 1901 - Farewell, Nikola

Von diesen Romanen fällt der dritte, *The Lust of Hate*, aus der Reihe. Es dreht sich nicht wirklich um den kriminellen Doktor, dieser spielt nur eine unbedeutende Nebenrolle: Er ermöglicht dem eigentlichen Protagonisten des Romanes, sich an seinem verhassten Feind zu rächen. Wie viele andere Schriftsteller hatte Boothby wohl einfach Spaß daran, seine Figuren auch in anderen Werken seines Universums auftreten zu lassen.

Guy Newell Boothby wurde am 13. Oktober 1867 in Adelaide in Australien geboren. Seine Eltern waren Agnes und Thomas Boothby. Guy war der älteste von drei Söhnen. Sein Vater war ein Mitglied des Parlamentes von Südaustralien. Seine Mutter stammte aus Salisbury in England, dort ging Guy von 1874 bis 1883 zur Schule. Nach Australien zurückgekehrt, versuchte er sich als Theaterautor, während er als Sekretär des Bürgermeisters arbeitete. Da sich der erwartete Erfolg nicht einstellte, durchstreifte er 1891/92 den australischen Kontinent. Seine Erlebnisse veröffentlichte er 1894 in *On*

the Wallaby: or, Through the East and Across Australia. 1895 siedelte er nach England über und ließ sich in Champion Hill nieder. Dort heiratete er am 8. Oktober desselben Jahres Rose Alice Bristowe. Das Paar hatte zwei Töchter und einen Sohn. Später, ermöglicht durch den zunehmenden schriftstellerischen Erfolg, zog er nach Winsley Lodge, ein Herrenhaus in Boscombe in der Nähe von Bournemouth an der Südküste Englands. Man kann ihn durchaus als Bestsellerautor bezeichnen, und er pflegte einen entsprechenden Lebensstil. Er verdiente bis zu 20000 Pfund pro Jahr, züchtete Pferde und Hunde und stattete sein Aquarium mit exotischen Fischen aus. Am 26. Februar 1905 starb er im Alter von 37 Jahren überraschend an einer Lungenentzündung. Er hinterließ zwei Töchter und einen Sohn.

Boothby war ein ungemein fleißiger Autor. In den nur elf Jahren seines Schaffens schrieb er etwa fünfzig Romane. Er pflegte seine Romane in Wachs-Zylinder-Phonographen zu diktieren, und während diese abgetippt wurden, schon an den nächsten Seiten zu arbeiten. Auf diese Weise konnte er in zehn Tagen Romane von einem Umfang von 60.000 Wörtern schreiben, wie Richard Le Gallienne 1915 in *Vanishing Roads and Other Essays* berichtet. Schon zu dieser Zeit war Boothby fast vergessen.

Zu Recht? Nun, die literarische Qualität seiner Werke war ihm nicht so wichtig, solange sich verkaufte, was er schrieb.

Aber immerhin hat er mit Dr. Nikola den ersten Serienschurken geschaffen, und auch anderen Figuren aus seinem Sujet begegnet man bis heute immer wieder. Der erste Gentleman-Gauner war nicht etwa Hornungs Raffles, sondern Simon Carne aus *A Prince of Swindlers*. In *Pharos, The Egyptian* begegnen wir Mumien und altägyptischen Magiern. In *The Duchess of Wiltshire's Diamonds* taucht Klimo auf, ein hervorragender Detektiv, der aus Langeweile selbst zum Dieb wird. In *The Beautiful White Devil* macht eine Piratin als eine Art weiblicher Robin Hood das Chinesische Meer unsicher.

Boothby gab dem Publikum, was es wollte.

Und bis heute scheint es dasselbe zu wollen.

Andere Werke:

- On the Wallaby: or, Through the East and Across Australia (1894)
- A Lost Endeavour (1895)
- The Marriage of Esther: a Torres Straits Sketch (1895)
- In Strange Company: a Story of Chili and the Southern Seas (1896)
- The Beautiful White Devil (1896)
- Bushigrams (1897)
- The Fascination of the King (1897)
- The Phantom Stockman (1897)
- Sheila McLeod: a Heroine of the Back Blocks (1897)
- The Duchess of Wiltshire's Diamonds (1897)
- Across The World For a Wife (1898)
- Billy Binks, Hero: and Other Stories (1898)
- Love Made Manifest (1899)
- Pharos, The Egyptian (1899)
- The Red Rat's Daughter (1899)
- A Sailor's Bride (1899)
- "Long Live the King!" (1900)
- A Maker of Nations (1900)
- A Prince of Swindlers (1900) (AKA The Viceroy's Protegé)
- The Woman of Death (1900)
- The Boundary Rider: a Play in One Act (1901)
- A Cabinet Secret (1901)
- The Jonquil (1901)
- A Millionaire's Love Story (1901)
- My Indian Queen: Being a Record of Sir Charles Verrinder, Baronet, in the East Indies (1901)
- The Mystery of the Clasped Hands (1901)
- The Rickshaw: a Farce in Two Acts (1901)
- My Strangest Case (1901)
- The Childerbridge Mystery (1902)
- The Curse of the Snake (1902)

- The Kidnapped President (1902)
- Uncle Joe's Legacy: and Other Stories (1902)
- Connie Burt (1903)
- The Countess Londa (1903)
- The League of Twelve (1903)
- A Queer Affair (1903)
- A Two-fold Inheritance (1903)
- A Bid for Freedom (1904)
- A Bride from the Sea (1904)
- A Consummate Scoundrel (1904)
- A Desperate Conspiracy (1904)
- The Lady of the Island (1904)
- An Ocean Secret (1904)
- A Brighton Tragedy (1905)
- A Crime of the Underseas (1905)
- For Love of Her (1905)
- In Spite of the Czar (1905)
- A Lost Endeavor (1905)
- The Race of Life (1906)
- A Royal Affair: and Other Stories (1906)
- A Stolen Peer (1906)
- The Man of the Crag (1907)
- In the Power of the Sultan (1908)

PROLOG

DOCTOR NIKOLA

Der Geschäftsführer des Restaurants »Imperial«, das neu am Ufer der Themse eröffnet hatte, betrat sein luxuriöses Privatbüro und schloss die Tür. Danach holte er, sich zerstreut am Kinn kratzend, aus einer Schublade einen Brief, den er dort seit zwei Monaten abgelegt hatte, und begann ihn konzentriert zu lesen. Und zwar, ohne sich dessen bewusst zu sein, zum dreißigsten Male seit dem Frühstück heute Morgen. Und noch immer kam er dabei nicht wirklich weiter. Er drehte und wendete das Schreiben, untersuchte die Rückseite, die jedoch vollkommen leer war, hielt es gegen das Fenster, um vielleicht im Wasserzeichen eine Spur zu entdecken, doch es war augenscheinlich nirgends etwas zu finden, das ihm näheren Aufschluss hätte geben können. Trotz der zuverlässigen Uhr auf dem Kaminsims nestelte er seine kostbare Repetieruhr aus der Westentasche und blickte auf das Ziffernblatt. Halb acht. Er warf den Brief auf den Tisch und dabei brachen sich seine Sorgen in lauten Worten Bahn.

»Das ist wirklich die außergewöhnlichste Angelegenheit, mit der ich jemals zu tun hatte«, erklärte er der Uhr auf dem Kaminsims. »Und das will, da ich nächsten Montag um 11 Uhr morgens dreiunddreißig Jahre in diesem Geschäft bin, einiges heißen. Ich kann nur hoffen, dass ich alles richtig durchgeführt habe.«

Während er sprach, betrat seine Buchhalterin, die den dreifachen Vorteil besaß, groß, hübsch und erst achtundzwanzig zu sein, den Raum. Sie bemerkte den geöffneten Brief und den Ausdruck auf dem Gesicht ihres Vorgesetzten.

»Sie scheinen besorgt zu sein, Mr. McPherson«, sagte sie sanft, während sie die Papiere, die sie ihm zur Unterschrift brachte, auf dem Tisch ablegte.

»Damit haben Sie es genau getroffen, Miss O'Sullivan«, antwortete er und schob die Papiere von sich. »Ich bin wegen vielen Dingen besorgt, aber besonders wegen dieses Briefes.«

Er händigte ihr das Schreiben aus und sie las es, da sie ihn mit ihren beruflichen Fähigkeiten zu beeindrucken wünschte, mit zur

Schau gestellter Sorgfalt. Doch auch sie sprang, kaum dass sie das Ende des Briefes erreicht hatte, zum Anfang zurück und las ihn bedächtig erneut.

Der Geschäftsführer erhob sich, schritt zum Kamin und klingelte nach dem Kellner. Nachdem er sich so etwas abreagiert hatte, setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch, setzte seine Brille auf und blickte die junge Frau erwartungsvoll an.

»Sehr seltsam«, sagte sie schließlich, da er auf eine Bemerkung von ihr wartete. »Wirklich sehr seltsam.«

»Das ist die außergewöhnlichste Nachricht, die ich jemals erhalten habe«, erwiderte er mit Nachdruck. »Wie Sie sehen, stammt sie aus Cuiabá, Brasilien. Abgeschickt vor drei Monaten. Inzwischen habe ich herausgefunden, wo Cuyaba liegt und was es damit auf sich hat.«

Er erklärte dies mit deutlichem Stolz, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, hakte seine Daumen in seiner Weste ein und blickte seine Angestellte Beifall heischend an.

Diesbezüglich wurde er nicht enttäuscht. Er war Junggeselle, verfügte über ein behagliches Einkommen, und sie besaß, neben ihrer Schönheit, ein scharfes Auge für solche günstige Gelegenheiten.

»Und wo liegt Cuiabá?« fragte sie ergeben.

»Cuiabá«, entgegnete er, wobei er den Namen geradezu genüsslich falsch aussprach, »ist eine Ortschaft an der westlichen, also der bolivianischen Grenze von Brasilien. Sie ist sehr klein und liegt am Ufer des gleichnamigen Flusses, ganz in der Nähe der berühmten brasilianischen Diamantenfelder.«

»Und dort lebt der Absender den Briefes?«

»Kann ich nicht sagen. Er hat uns von dort aus geschrieben, mehr wissen wir nicht.«

»Und er bestellt ein Abendessen für vier Personen, in einem Speisesaal mit Blick auf den Fluss, drei Monate im Voraus, für Punkt 8 Uhr; mit genauer Angabe aller Speisen, sogar der Dekoration des Tisches. Schreibt, dass er keinen seiner drei Freunde zuvor gesehen hat, dass einer von ihnen aus«, (ein kurzer Blick auf den Brief), »Hangchow stammt, einer aus Bloemfontein, während der dritte zurzeit in England lebt. Jeder von ihnen wird dem Portier in der Halle eine Visitenkarte mit einem roten Punkt vorweisen und soll dann unverzüglich in den Speisesaal geführt werden. Ich verstehe das alles nicht ganz.«

Der Geschäftsführer zögerte einen Moment und sagte dann beächtigt: »Übrigens, Hangchow liegt in China, Bloemfontain in Südafrika.«

»Beindruckend, Mr. McPherson. Wie Sie das alles im Kopf behalten können!«

Sie wusste genau, wie empfänglich er für solche Schmeicheleien war.

In diesem Augenblick erschien der Oberkellner und blieb direkt hinter der Tür stehen, als befürchte er, den Teppich zu verschmutzen.

»Ist Nummer 22 hergerichtet, Williams?«

»Alles vorbereitet, Sir. Der Wein liegt zum Kühlen auf Eis und der Koch hat mir versichert, dass er das Mahl pünktlich anrichten wird.«

»Der Brief verlangt ‚kein elektrisches Licht, Kerzen mit roten Lampenschirmen‘. Haben Sie die Schirme angebracht, die ich heute Morgen erhalten habe?«

»Wurde gerade eben erledigt, Sir.«

»Lassen Sie mich sehen, da war noch etwas.« Er nahm den Brief aus der Hand seiner Buchhalterin und warf einen Blick darauf.

»Ach ja, eine Porzellanuntertasse und ein kleiner Krug frischer Milch auf dem Kaminsims. Eine ungewöhnliche Bestellung, haben Sie sich darum gekümmert?«

»Habe das Gewünschte selbst dort abgestellt, Sir.«

»Wer serviert?«

»Jones, Edmunds, Brooks und Tomkins.«

»Sehr gut. Ich denke, es ist alles erledigt. Warten Sie! Sie geben besser dem Portier in der Halle Bescheid, dass er nach drei Herren Ausschau halten soll, die ihm jeweils eine leere Visitenkarte mit einem roten Punkt überreichen werden. Brooks soll unten in der Halle warten und die Herren, sobald sie ankommen, in den Speisesaal führen.«

»Wird erledigt, Sir.«

Der Oberkellner verließ den Raum. Der Geschäftsführer streckte sich in seinem Sessel, gähnte, um seinen kräfteaubenden Anteil an den Vorbereitungen zu unterstreichen und sagte feierlich:

»Ich glaube zwar nicht, dass jemand von diesen Herren auftauchen wird, aber falls doch, wird dieser Doctor Nikola, wer immer das sein mag, mir keine Nachlässigkeit in dieser Angelegenheit nachsagen können.«

Im weiteren Verlauf verließ die Unterhaltung dann mehr und mehr die trockenen Straßen des Geschäftlichen, wandelte auf abgelegeneren, von Romantik beschatteten Pfaden, sodass die Buchhalterin, als sie später in ihr eigenes Appartement zurückging, das seltsame Abendessen vollkommen vergessen hatte. Stattdessen kreisten ihre Gedanken um die Frage, wie sie wohl in weißem Satin und orangefarbenen Blüten aussehen würde, und da ihr diese Vorstellung gefiel, grübelte sie darüber nach, was wohl von dem Geschwätz des Dienstmädchens, Miss Joyce, zu halten war, die berichtet hatte, der Geschäftsführer zeige eine Vorliebe für eine gewisse Witwe, die, neben einem beträchtlichen Vermögen auf der Bank, auch einen Anteil an einem florierenden Molkereigeschäft besaß.

Genau zehn Minuten vor acht hielt ein Hansom vor den Stufen des Hotels. Sobald er zum Stehen kam, entstieg ihm ein etwas kleinerer Herr mit sauber rasiertem Antlitz, einem gewichtigen Schmerbauch und krummen Beinen, der mit einem geistlichen Gewand bekleidet war. Er bezahlte und entließ den Kutscher, entnahm seiner Brieftasche eine einfache weiße Visitenkarte und reichte sie dem goldbetressten Mann, der ihm den Verschluss aufgehalten hatte. Dieser erkannte den roten Punkt, rief einen Kellner herbei und der geistliche Herr wurde sofort nach oben geführt.

Kaum hatte der Bedienstete seinen Platz in der Halle wieder eingenommen, erschien auch schon eine zweite Droschke, dicht gefolgt von einer dritten. Aus der zweiten sprang ein großer, sportlicher, kräftig gebauter, etwa dreißigjähriger Mann. Er war in einen Abendanzug nach der neuesten Mode gekleidet, den er vor zu neugierigen Blicken unter einem langen, schweren Mantel verbarg. Er händigte dem Portier ebenfalls eine weiße Karte aus und wurde in die Halle geführt, ebenso wie der Mann aus der letzten Kutsche, der seinem Beispiel gefolgt war. Auch dieser trug einen Abendanzug, allerdings von etwas anderer Klasse. Er war altmodisch und man sah ihm deutlich an, dass er häufig in Gebrauch gewesen war. Der Mann war größer als die meisten Menschen, sein Haar leuchtete auffällig schneeweiß und das Gesicht war von tiefen Pockennarben gezeichnet.

Nachdem sie ihre Hüte und Mäntel in einem Vorraum abgelegt hatten, erreichten sie den Speisesaal Nr. 22, in dem sie auf den Gentleman in der geistlichen Tracht trafen, der dort ungeduldig auf und ab schritt.

Nachdem der Bedienstete gegangen war, holte der größte des Trios, der Mann im feinsten Zwirn, seine Uhr hervor, warf einen Blick darauf und wandte sich an seine Begleiter.

»Meine Herren«, sagte er mit einem leichten amerikanischen Akzent, »es ist jetzt drei Minuten vor acht. Wenn ich mich vorstellen darf, mein Name ist Eastover.«

»Ich bin froh, das zu hören, denn ich bin inzwischen ziemlich hungrig«, erwiderte der zweitgrößte Mann, der durch die Narben seiner schweren Krankheit besonders auffiel. »Mein Name ist Prendergast.«

»Jetzt warten wir nur noch auf unseren Freund und Gastgeber«, bemerkte der geistliche Herr, um sich an dem Gespräch zu beteiligen, und setzte hinzu: »Ich heiße Baxter.«

Sie schüttelten sich mit aufgesetzter Herzlichkeit die Hände, nahmen Platz und stellten dabei ihre Stühle so, dass sie die Uhr im Auge behielten.

»Hatten Sie schon einmal das Vergnügen, unseren Gastgeber zu treffen?«, erkundigte sich Mr. Baxter bei Mr. Prendergast.

»Noch niemals«, entgegnete dieser mit einem Kopfschütteln. »Vielleicht Mr. Eastover?«

»Nein«, lautete die knappe Antwort. »Ich habe ab und zu mit ihm zu tun, schon so lange, dass ich es nicht mehr genau angeben kann, aber ich bin ihm bis heute noch nicht persönlich begegnet.«

»Und wo haben Sie zum ersten Mal von ihm gehört?«

»In Nashville, Tennessee«, sagte Eastover. »Danach Tahupapa, Neuseeland, danach Papeete, Gesellschaftsinseln, später in Peking, China. Und Sie?«

»Zum ersten Mal in Brüssel, zum zweiten Mal in Montevideo, zum dritten Mal in Mandalay und dann an der Goldküste in Afrika. Und wie ist es mit Ihnen, Mr. Baxter?«

Der Kirchenmann blickte auf die Uhr. Es war genau acht.

»Einmal in Kabul, Afghanistan, dann in Njischnji Nowgorod in Russland, ein drittes Mal in Wilcannia am Darling River in Australien, viertens in Valparaiso, Chile und fünftens Nagasaki in Japan.«

»Ein geheimnisvoller Mann, und er ist augenscheinlich viel unterwegs.«

»Aber nicht sehr pünktlich«, sagte Eastover abfällig. »Er kommt zu spät zum Dinner.«

Prendergast sah auf seine Uhr.

»Diese Uhr dort geht zwei Minuten vor. Hören Sie die Glockenschläge von Big Ben? Genau acht Uhr.«

Noch während er sprach, öffnete sich die Tür und eine Stimme kündigte »Dr. Nikola« an.

Die drei sprangen auf, und der Mann, über den sie gesprochen hatten, zelebrierte seinen Auftritt.

Es würde mehr Zeit in Anspruch nehmen, als ich hier zur Verfügung habe, die Person, die in diesem Moment den Raum betrat, angemessen und umfassend zu beschreiben. Von der Statur her war er etwas größer als der Durchschnitt, mit breiten Schultern, kräftig gebaut, aber sehr dünn. Sein imposantes Haupt schmückte volles, glänzendes schwarzes Haar, sein bartloses Gesicht war hübsch geschnitten, seine Haut dunkel, olivfarben, was gut mit seinen schwarzen Augen und den perlweißen Zähnen harmonierte. Seine Hände und Füße waren klein, und selbst der größte Dandy müsste ihm zugestehen, dass er tadellos, mit fast puritanischer Sorgfalt, gekleidet war. Vom Alter her hätte man ihn irgendwo zwischen achtundzwanzig und vierzig eingeschätzt, tatsächlich war er dreiunddreißig. Er schritt durch den Raum und ging mit ausgestreckter Hand direkt auf Eastover zu, der am Kamin stand.

»Mr. Eastover, nehme ich an«, sagte er, fixierte den Angesprochenen mit seinen glitzernden Augen und gestattete sich ein leichtes Lächeln.

»Das ist mein Name, Dr. Nikola«, antwortete der andere deutlich erstaunt, »aber wodurch können Sie mich von Ihren anderen Gästen unterscheiden?«

»Das ist nicht sehr schwer. Mr. Prendergast, Mr. Baxter, schön Sie zu sehen. Ich hoffe, ich bin nicht zu spät. Es gab eine Havarie heute Morgen im Kanal, und ich hatte schon befürchtet, nicht rechtzeitig eintreffen zu können. Das Dinner scheint bereit zu sein, wollen wir uns setzen?«

Sie nahmen Platz und das Mahl begann. Das »Imperial« hatte sich eine beneidenswerte Reputation erworben, und das heutige Dinner gab keinen Anlass, diesen Ruf zu schmälern. Doch so köstlich es war, richtete sich die Aufmerksamkeit der drei Gäste doch augenscheinlich mehr auf ihren Gastgeber als auf das ausgezeichnete Essen. Wie sie vor seiner Ankunft berichtet hatten, waren sie alle schon seit Jahren geschäftlich mit ihm verbunden, doch sie würden sich hüten, genauer zu beschreiben, um welche Art von Geschäften es sich dabei

gehandelt hatte. Es sprach einiges dafür, dass sie selbst sich nicht sonderlich daran erinnern wollten.

Nachdem der Kaffee serviert worden war und die Kellner abgeräumt hatten, erhob sich Dr. Nikola vom Tisch und ging zur Anrichte. Auf dieser stand ein Korb von seltsamer Form und Verarbeitung. Er öffnete ihn und eine große Katze, schwarz wie der Anzug ihres Herrn, sprang heraus auf den Boden. Also das war der Grund für die Untertasse und den Krug mit Milch.

Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, folgte er dem Beispiel seiner Gäste, zündete sich eine Zigarre an und blies eine Rauchwolke durch seine fein gemeißelten Nasenlöcher. Sein Blick wanderte durch den Raum, musterte die Bilder und die übrige Dekoration und kehrte zu den Gesichtern seiner Begleiter zurück. Währenddessen beendete die schwarze Katze ihre Mahlzeit und sprang auf seine Schulter, ließ sich dort nieder und starrte die drei durch die wirbelnden Rauchwolken mit ihren grünen, blitzenden, teuflischen Augen an.

Dr. Nikola lächelte, als er die Wirkung des Tieres auf seine Gäste bemerkte.

»Sollen wir zum Geschäft kommen?«, fragte er abrupt.

Die anderen klopfen fast gleichzeitig die Asche ihrer Zigarren ab und richteten ihre Aufmerksamkeit gespannt auf ihn. Seine charmante, liebenswürdige Art schien wie ein Mantel von ihm abzufallen, seine Augen erstrahlten und in seiner Stimme lag eine gefährliche Schärfe.

»Sie sind zweifellos neugierig, warum ich Sie alle heute Nacht aus allen Teilen der Welt zu diesem Treffen herbestellt habe. Das ist verständlich. Aber, so wie Sie mich kennen, sollte Sie bei mir nichts überraschen.«

Seine Stimme gewann allmählich den alten, zuvorkommenden Tonfall zurück. Er nahm einen tiefen Zug von seiner Zigarre und blies den Rauch langsam durch seine Lippen. Seine Augen waren halb geschlossen, und er trommelte mit einem Finger gegen die Tischkante.

Die Katze starrte die drei Männer durch den Rauch an, und es schien ihnen, als würde sie jeden Augenblick größer und wilder. Schließlich setzte ihr Besitzer sie auf seinen Schoß und strich mit seinen langen, dünnen Fingern über ihr Fell, als schöpfe er so von der unheimlichen Bestie Inspiration für seine tödlichen Taten.

»Einleitend möchte ich feststellen, dass dies das bei weitem bedeutendste Unternehmen ist, für das ich jemals Ihre Hilfe in Anspruch genommen habe.« (Er strich langsam dreimal über den Rücken des Tieres, dann einmal über jedes Ohr.) »Zu Beginn wusste ich nicht genau, wem ich diese Sache anvertrauen könnte. Ich dachte an Vendon, aber ich musste feststellen, dass Vendon tot ist. Ich zog Brownlow in Betracht, doch Brownlow erwies sich als nicht länger loyal.« (Er strich zweimal über den Rücken und zweimal über die Kehle.) »Dann kamen Sie mir in den Sinn, einer nach dem anderen. Zu dieser Zeit befand ich mich in Brasilien. Ich schickte nach Ihnen, und Sie sind der Aufforderung gefolgt. So weit, so gut.«

Er erhob sich und schritt zum Kamin. Währenddessen kletterte die Katze zurück auf seine Schulter. Seine Stimme veränderte sich wieder, schlug erneut den geschäftsmäßigen Ton an.

»Ich werde Ihnen nicht allzu viel erzählen. Aber durch das, was ich Ihnen mitteile, werden Sie sich einen großen Teil erschließen und den Rest vorstellen können. Lassen Sie mich so beginnen: Es lebt ein Mann auf dieser Welt, der mir beträchtlichen Schaden zugefügt hat. Wodurch genau, braucht Sie nicht zu interessieren. Sie würden es nicht verstehen. Also lassen wir das beiseite. Er ist sehr reich. Ein Scheck von ihm über 300000 Pfund würde jederzeit von jeder Bank eingelöst werden. Er besitzt große Macht. Er weiß, dass ich gegen ihn vorgehe, doch er geht davon aus, mir in unserem Kräftemessen weiterhin überlegen zu sein. Das werde ich ausnutzen. Ich habe einen Plan entwickelt, der ihn sein Vermögen kosten und ihn als sehr unglücklichen Menschen zurücklassen wird. Falls das Vorhaben gelingt, und ich mit der Rolle, die Sie bei diesem Unternehmen spielen werden, zufrieden bin, werde ich jedem von Ihnen eine Summe von 10000 Pfund bezahlen. Falls es fehlschlägt, erhält jeder von Ihnen eintausend und seine Auslagen. Können Sie mir folgen?«

Ihre Gesichter verrieten deutlich, wie gebannt sie an jedem seiner Worte hingen.

»Aber bedenken Sie, ich erwarte von Ihnen vollen Einsatz. Solange Sie für mich arbeiten, gehören Sie mir mit Leib und Seele. Ich weiß, Sie sind vertrauenswürdig. Ich weiß, Sie sind – verzeihen Sie den Ausdruck – skrupellos, und ich gehe davon aus, dass Sie verschwiegen sind. Trotzdem werde ich Ihnen nicht mehr erzählen als notwendig ist, um Ihre Aufträge auszuführen, sodass Sie mich auch dann nicht verraten könnten, wenn Sie dies wollten. Nun zur Sache.«

Er setzte sich wieder und zog ein Blatt Papier aus seiner Tasche. Nachdem er es gelesen hatte, wandte er sich an Eastover.

»Sie werden nach Sydney abreisen, und zwar mit dem Schiff am Mittwoch. Die Reise werden Sie morgen früh buchen und dann in Plymouth antreten. Wir werden uns morgen Abend treffen, an einem Ort, den ich Ihnen noch bekannt geben werde, damit ich Ihnen letzte Instruktionen erteilen kann. Gute Nacht!«

Eastover, der erkannte, dass er hiermit verabschiedet war, erhob sich, schüttelte den anderen die Hand und verließ den Raum ohne ein weiteres Wort.

Nikola zog einen weiteren Brief aus seiner Tasche und wandte sich an Prendergast.

»Sie werden sich nach Dover begeben, von dort morgen früh nach Paris weiterreisen und diesen Brief persönlich zu der Adresse bringen, die Sie auf dem Umschlag finden. Am Donnerstag, genau um halb drei, werden Sie mir am Portal von Charing Cross die Antwort übergeben. In dem Umschlag finden Sie genügend Geld, um die notwendigen Ausgaben tätigen zu können. Gute Reise!«

»Um halb drei werden Sie Ihre Antwort erhalten. Gute Nacht!«

»Gute Nacht.«

Nachdem Prendergast den Raum verlassen hatte, zündete sich Dr. Nikola eine neue Zigarre an und richtete seine Aufmerksamkeit auf Mr. Baxter.

»Vor sechs Monaten habe ich Ihnen eine Stellung als Hauslehrer des jungen Marquis von Beckenham verschafft. Sie haben diese Stellung noch inne?«

»Ja.«

»Konnten Sie die Gunst seines Vaters, des Herzogs, gewinnen?«

»Ich habe mein bestes gegeben, sein Wohlwollen zu erlangen. So hatten Sie es angeordnet.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich war mir nicht sicher, ob Sie Erfolg haben würden. Wenn sich der alte Mann nicht sehr verändert hat, seitdem ich ihn das letzte Mal getroffen habe, ist sehr schwer mit ihm auszukommen. Mag Sie der Junge?«

»Ich hoffe es.«

»Haben Sie mir die Photographie von ihm mitgebracht, wie ich es verlangt habe?«

»Natürlich, hier ist sie.«

Baxter zog die Photographie hervor und legte sie auf den Tisch.

»Gut. Ich bin zufrieden mit Ihnen, Mr. Baxter. Morgen früh werden Sie nach Yorkshire –«

»Entschuldigen Sie, Bournemouth. Seine Gnaden besitzt ein Haus in der Nähe von Bournemouth, welches er während der Sommermonate bewohnt.«

»Gut, dann kehren Sie morgen nach Bournemouth zurück und versuchen weiter, das Wohlwollen von Vater und Sohn zu gewinnen. Außerdem werden Sie dem Jungen den Wunsch zu einer Reise einreden. Er darf sich nicht bewusst werden, dass diese Idee von Ihnen ausgeht, aber fördern Sie sie, wo Sie nur können. Ich werde mich in ein, zwei Tagen wieder mit Ihnen in Verbindung setzen. Auf Wiedersehen.»

Baxter verließ den Raum. Die Tür schloss sich. Dr. Nikola hob die Photographie auf und betrachtete sie gründlich.

»Die Ähnlichkeit sollte ausreichen. Mein Freund, mein lieber Freund Wetherell, mein Unwetter braut sich über dir zusammen. Meine Vorbereitungen fügen sich perfekt zusammen. Wenn sie erst beendet sind, muss ich nur noch den Hebel betätigen, die Maschinerie setzt sich in Bewegung, und langsam aber sicher wirst du zu Staub zermahlen werden. Dann wirst du mir aushändigen, was ich verlange, und es wird dir leidtun, dich mit Dr. Nikola angelegt zu haben.«

Er läutete und verlangte die Rechnung. Als er diese beglichen hatte, sperrte er die Katze zurück in ihren Korb, verließ das Restaurant und rief einen Hansom heran. Nachdem er den Verschluss geschlossen hatte, erkundigte sich der Portier nach der gewünschten Adresse, um sie dem Kutscher mitzuteilen.

Dr. Nikola zögerte einen Moment, dann sagte er, als sei ihm gerade etwas eingefallen:

»Zum Green Sailor, an den Ostindien-Docks.«

KAPITEL 1

ICH ENTSCHLESSE MICH ZU EINEM URLAUB – SYDNEY, UND WAS MIR DORT ZUSTIESS

Zunächst, vor allem anderen, meinen Namen, Alter, Aussehen und Beruf, wie es auf Steckbriefen immer so schön heißt. Richard Hatteras, zu Ihren Diensten, meistens Dick genannt, von Thursday Island, North Queensland, Perlenfischer und Südseehändler, vor allem Kopra, Seegurken und Schildpatt. Achtundzwanzig Jahre alt, weder besonders gut aussehend noch, so man gewissen Leuten Glauben schenken darf, besonders liebenswert, ohne Schuhe sechs Fuß zwei groß, sechsundvierzig Inch Brustumfang, stark wie ein Hakodate-Ringer und jederzeit bereit, demjenigen, der mich zu Boden wirft, zehn Pfund Sterling zu bezahlen.

Sonst müsste ich mich auch schämen, bei dem freien, furchtlosen Leben an der frischen Luft, das ich geführt habe. Ich verrichtete schon in einem Alter Männerarbeit, in dem die meisten Knaben gerade ihren kurzen Hosen entwachsen. Ich hatte schon mit fünfzehn die halbe Welt bereist; ich hatte zweimal Schiffbruch erlitten und wurde einmal ausgesetzt, noch bevor mein Bart zu sprießen begann. Mein Vater war Engländer, nicht sehr geschäftstüchtig, wie er selbst zugab, aber von freundlichem Wesen, und meiner Mutter während der kurzen Dauer ihrer Ehe der beste Gatte, den sich eine Frau wünschen konnte. Sie, die arme Seele, starb am Fieber auf den Philippinen, und er ging mit dem Schoner »Helena von Troja« unter, ein Grad westlich der Line Islands, keine sechs Monate nach ihrem Dahinscheiden. Der Ausläufer eines Zyklons erwischte das Schiff und versenkte es mit allem Drum und Dran; verschonte nur einen Mann, der davon berichten konnte. So verlor ich Mutter und Vater innerhalb eines Jahres und blieb ohne jede Familie zurück.

Da stand ich nun, mit fünfzehn Jahren, ohne einen lebenden Verwandten, der sich hätte um mich kümmern können. Man sagt, »Blut ist dicker als Wasser«, und das stimmt: Freunde mögen gütig sein, und waren es zu mir, aber sind bei weitem nicht dasselbe wie dein eigen Fleisch und Blut.

Ich musste mich meinem Schicksal stellen, und tat es, wie es ein Mann sollte, und ich nehme an, das bewahrte mich davor, über meinem Verlust zu verzweifeln. Jedenfalls, zehn Tage, nachdem die Nachricht mich erreicht hatte, schiffte ich mich auf dem Handelsschoner »Little Emily« nach Papetee ein. Fünf Jahre fuhr ich zwischen den Inseln zur See, eine lange Lehrzeit, die den Grundstein für die seltsamen Abenteuer legte, von denen ich in diesem Buch berichten will.

Nachdem diese Zeit abgelaufen und ich für meine Handelsgesellschaft auf der Hälfte aller Schlammbänke im Pazifik tätig gewesen war, kehrte ich nach Australien zurück und ging ins Great Barrier Reef, genauer gesagt nach Somerset, einer neugegründeten Perlenfischerniederlassung am Kap York. Das waren gute Zeiten damals, bevor all diese neuen Gesetze, die den Perlenhandel heute regulieren, in Kraft traten; Zeiten, zu denen ein Mann auf den Inseln in diesen Meeren in seinen Unternehmungen fast völlig frei war. Ich weiß nicht, wie es anderen ging, aber mir sagte dieses Leben zu, so sehr, dass ich, als sich Somerset schließlich als zu beengend erwies und die Siedlung nach Thursday weiterwanderte, diesem Umzug folgte, diesmal mit genügend Geld in der Tasche, um mir einen brandneuen Logger kaufen, eine volle Mannschaft dafür anheuern und nun auf eigene Rechnung Perlenfischerei betreiben zu können.

Nach Jahren harter Arbeit besaß ich dann, das war vor vier Jahren, ein Haus, zwei Logger und die beste Taucherausrüstung, die sich ein Mann wünschen konnte. Zudem hatte ich kurz zuvor etwas Geld in eine Bergbaugesellschaft investiert; diese Investition zahlte sich für mich aus und brachte mir die hübsche runde Summe von 5000 Pfund ein. Mit einem solchen Vermögen zu meiner Verfügung, und nach den Entbehrungen der letzten Jahre, entschloss ich mich zu einem Urlaub, zu einer Reise nach England, um den Ort zu besuchen, an dem mein Vater geboren wurde (ich fand den Namen in einem alten Lateinbuch, das er mir hinterlassen hatte), und um einen Blick auf das Land zu werfen, von dem ich schon soviel gehört hatte.

Daher packte ich meine Sachen, vermietete mein Haus, verkaufte, in der Absicht, nach meiner Rückkehr neue zu erwerben, meine Logger und die Ausrüstung, verabschiedete mich von meinen Freunden und Schiffskameraden und begab mich auf den Weg, um in Sydney ein Schiff der Orientlinie zu besteigen. Wie Sie sehen, ging ich die

ganze Angelegenheit mit Stil an! Und warum auch nicht? Mir stand, rein zum Zeitvertreib, mehr Geld als einem Großteil der besseren Gesellschaft zur Verfügung, ich hatte es ehrlich verdient und beabsichtigte, das Vergnügen auch bis zur Neige auszukosten, ohne mich um die Konsequenzen zu scheren.

Ich kam eine Woche vor der angekündigten Abreise des Schiffes in Sydney an, aber das war mir nur recht. In einer solch großen Stadt gibt es eine Menge zu sehen und zu unternehmen, und besonders, wenn ein Mensch lange Zeit von jedem Theater und anderen Zerstreuungen abgeschnitten war, kann er seine Zeit damit sehr reizvoll verbringen.

Trotzdem muss ich gestehen, da ich hier keine Menschenseele kannte, kam es manchmal vor, dass ich mit Wehmut an die kleine versteckte Insel dort oben im Norden, unter dem Flügel von Neu Guinea, zurückdachte, an die Logger im Hafen, die in der Brise tanzten, und an den freundlichen Empfang, den mir meine Freunde in den Gaststuben dort immer bereitet hatten. Glauben Sie mir, man vermisst die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft von Menschen, selbst wenn es sich dabei nur um eine unbedeutende Inselsiedlung handelt. Dies Gefühl ist jedenfalls besser als die Verlorenheit in einer großen Stadt wie Sydney, in der einen niemand kennt, und wo selbst der Nachbar in der Nebenwohnung einen nicht vermissen würde, sollte er niemals wieder etwas von einem hören oder sehen.

Über solche Dinge pflegte ich nachzugrübeln, während ich durch die Straßen spazierte, die Schaufenster betrachtete oder den Hafen erkundete. Es gibt keinen schöneren Hafen als den von Sydney in der großen, weiten Welt, und es dauerte keine Woche, da kannte ich dort schon jeden Winkel. Trotzdem, wie schon gesagt, wäre es vergnüglicher gewesen, hätte mich auf diesen Ausflügen ein Freund begleitet.

Obwohl, damit tue ich jemandem unrecht. Es gab dort einen Burschen, der mir anbot, mich herumzuführen. Ich traf ihn in einem Gasthaus in der George Street. Er war groß und gut aussehend, geschneigelt und gebügelt, man durfte nur nicht unter die Oberfläche blicken. Als er die Bar betrat, winkte er das Mädchen, das mich bediente, zu sich, und sobald ich mein Glas geleert hatte, lud er mich zu einem weiteren ein. Sein kleines Spiel durchschauend und in der Absicht, ihm eine Lektion zu erteilen, nahm ich das Angebot an.

»Schon lange in Sydney?«, erkundigte er sich nebenbei, während er an seinem Schnurrbart herumzwirbelte.

»Gerade angekommen«, entgegnete ich.

»Finden Sie es nicht ziemlich langweilig hier allein?«, fragte er. »Wenn ich da an meine erste Woche in der Stadt denke ...«

»Sie haben vollkommen recht«, antwortete ich, »es ist langweilig. Ich kenne keinen Menschen, außer Bankiers und Rechtsanwälten, in der Stadt.«

Er zwirbelte heftiger an seinem Bart. »Wenn ich Ihnen während Ihres Aufenthalts irgendwie zu Diensten sein kann, können Sie jederzeit über mich verfügen. Schließlich sind wir beide Engländer, nicht wahr?«

»Das ist sehr nett von Ihnen«, erwiderte ich höflich, als sei ich von seiner Güte überwältigt. »Ich bin gerade auf dem Weg zum Mittagessen. Ich wohne im ‚Quebec‘. Ist es dorthin weit genug, um einen Hansom zu nehmen?«

Er setzte gerade zur Antwort an, als ein Anwalt, mit dem ich am Vortag einige kleinere Angelegenheiten zu klären gehabt hatte, den Raum betrat. Ich wandte mich an meinen zudringlichen Freund. »Würden Sie mich kurz entschuldigen? Ich muss mich kurz mit dem Herrn dort geschäftlich unterhalten.«

Er war die Großzügigkeit in Person. »Ich werde einen Hansom rufen und in ihm auf Sie warten.«

Als er das Gasthaus verlassen hatte, wandte ich mich an den Anwalt. Er hatte den Mann, mit dem ich gesprochen hatte, bemerkt und hielt es für seine Pflicht, mich vor ihm zu warnen.

»Dieser Mann hat einen sehr schlechten Ruf. Er lebt von Neuankömmlingen aus England, schwachköpfigen jungen Tauben mit Geld. Er führt sie durch Sydney und rupft sie dabei so gründlich, dass sie, wenn er sie endlich aus seinen Fängen lässt, keine Federn mehr zum Fliegen besitzen. Bei Ihrer Erfahrung mit solchen zwielichtigen Vögeln wundert es mich, dass Sie auf ihn hereinfallen.«

»Zum Schein, um ihm eine Lektion zu erteilen. Möchten Sie sich das ansehen? Dann begleiten Sie mich.«

Wir gingen zusammen hinaus auf die Straße, wobei uns der Raubvogel von der Kutsche aus beobachtete. Wir unterhielten uns einen Moment lang, dann spazierten wir den Bürgersteig entlang. Einen Augenblick später hörte ich die Kutsche, die uns folgte, und die Zu-

rufe meines Freundes. Ich blickte ihm ins Gesicht, ohne ein Zeichen des Wiedererkennens zu geben. Er überholte uns, hielt etwas weiter vor uns an und sprang aus der Kutsche, um auf uns zu warten.

»Ich befürchtete schon, ich hätte Sie verpasst«, begann er, als wir bei ihm angekommen waren. »Vielleicht möchten Sie an einem so schönen Tag lieber zu Fuß gehen?«

»Entschuldigen Sie bitte«, antwortete ich, »aber ich kann Ihnen nicht ganz folgen.«

»Sie haben mich eingeladen, mit Ihnen im ‚Quebec‘ zu speisen. Ich sollte Ihnen einen Hansom besorgen.«

»Ich muss Sie nochmals um Entschuldigung bitten, aber Sie haben da wohl etwas missverstanden. Ich sagte, dass ich im ‚Quebec‘ zu Mittag essen wollte und habe Sie gefragt, ob es sich bei der Entfernung dorthin lohnt, einen Hansom zu mieten. Das ist Ihr Hansom, nicht meiner. Falls Sie ihn nicht länger benötigen, würde ich vorschlagen, den Kutscher zu bezahlen und zu entlassen.«

»Sie sind ein Betrüger, mein Herr. Ich werde Ihren Hansom bestimmt nicht bezahlen.«

Ich trat näher an diesen feinen Herrn heran, blickte ihm ins Gesicht und sagte, da es nicht die gesamte Straße hören sollte, so leise wie möglich: »Mr. Dorunda Dodson, verbuchen Sie es einfach als Lehrgeld. Und überlegen Sie es sich das nächste Mal lieber zweimal, bevor Sie Ihre kleinen Spielchen mit mir versuchen.«

Er schreckte zurück, von diesem Namen wie von einem Schuss getroffen, zögerte einen Augenblick, dann sprang er in die Kutsche und verschwand damit in die entgegengesetzte Richtung. Ich wandte mich meinem erstaunten Begleiter zu.

»Was hatte denn das zu bedeuten?«, stieß er hervor.

»Nun«, antwortete ich, »diesen Herren habe ich schon einmal getroffen, wobei er sich in einer peinlichen Situation befand – einer sehr peinlichen. Seiner Reaktion gerade nach zu urteilen, hat er die damaligen Umstände ebenso wenig vergessen wie ich.«

Wir schüttelten uns die Hände und er ging weiter die Straße hinab, während ich mich zurück zu meinem Hotel begab.

Drei Tage, bevor der Dampfer ablegte, etwa vier Uhr nachmittags, spazierte ich durch die Castlereagh Street und überlegte, was um alles in der Welt ich bis zum Abendessen anfangen könnte, als ich Dodson entdeckte. Da er wahrscheinlich damit beschäftigt war, einen neuen Raubzug zu planen, sah er mich nicht. Ich verspürte

nicht den Wunsch nach einem Wiedersehen, also überquerte ich die Straße und schlängelte mich durch die Menge davon. Schließlich fand ich mich auf einer Parkbank in der Domain wieder, zündete mir eine Zigarette an und genoss den Ausblick auf die weite Fläche des Hafens.

Tief in Gedanken versunken und vollkommen regungslos saß ich dort bis lange nach der Abenddämmerung, als meine Aufmerksamkeit auf einen Weg in der Nähe gelenkt wurde. Eine junge, gut gekleidete Dame schlenderte in meine Richtung und beabsichtigte offenbar, den Park durch den Eingang zu verlassen, durch den ich ihn betreten hatte. Unglücklicherweise lungerten an einer Kreuzung zu meiner Rechten drei heruntergekommene Burschen herum. Nachdem sie das auf sie zukommende Mädchen entdeckt hatten, beschlossen sie augenscheinlich, sie zu belästigen. Als sie nur noch etwa fünfzig Yards von ihnen entfernt war, zogen sich zwei von ihnen etwas zurück und ließen den dritten und größten Rohling zurück, um ihr aufzulauern. Doch er hatte keinen Erfolg, sie schlüpfte an ihm vorbei und setzte ihren Weg nun deutlich schneller fort.

Der Mann beschleunigte nun seinerseits seine Schritte und pöbelte sie, da er sich sicher und unbeobachtet glaubte, erneut an. Sie versuchte, ihm wieder zu entkommen, doch diesmal gelang es ihr nicht.

Nun traten auch seine zwei Kumpane in Erscheinung und schnitten ihr vollends den Weg ab. Sie blickte sich um, unsicher, was sie nun unternehmen sollte. Da sie keine Möglichkeit zur Flucht gewahrte, zog sie ihre Geldbörse hervor und reichte sie dem Mann, der sie zuerst angesprochen hatte.

Mir schien, dass ich lange genug untätig geblieben war, und so sprang ich auf und lief rasch über den Rasen auf sie zu. Das weiche Gras verschluckte meine Schritte, zudem nahm das Sichten ihrer Beute die Männer sehr in Anspruch, sodass sie mein Erscheinen nicht bemerkten.

»Halunkenpack!«, sagte ich, als ich bei ihnen angekommen war. »Hört auf, die Dame zu belästigen, und du, mein Freund, rückst sofort die Geldbörse wieder heraus.«

Der Angesprochene musterte mich und schätzte wohl seine Chancen bei einem Kampf mit mir ab. Meine Größe schien ihn abzuschrecken.

»Was für 'ne Börse? Frag sie, hab sie nur nach der Uhrzeit gefragt.«

»Die Geldbörse!«, sagte ich streng und trat einen Schritt näher an ihn heran.

Einer der anderen mischte sich ein.

»Mach ihn fertig, Dog! Sin' keine Polypen in Sicht!«

Dann gingen sie auf mich los.

Aber dabei gerieten sie an den Falschen. Fünfzehn Jahre Erfahrung in den etwas ungehobelteren Winkeln der Erde haben mich gelehrt, mich meiner Haut zu wehren. Als sie genug hatten, hob ich die Geldbörse auf und brachte sie der Dame zurück. Sie war kreidebleich, doch sie wahrte ihre Haltung und dankte mir freundlich.

Ich sehe sie noch vor mir, wie sie dort stand und mir ins Gesicht blickte, mit Tränen in ihren hübschen blauen Augen. Sie musste etwa einundzwanzig Jahre alt sein, war groß, aber schlank gebaut, besaß ein niedliches Gesicht, leuchtendes braunes Haar und die schönsten Augen, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Ihr Kleid war aus einem dunkelgrünen Stoff, sie trug eine rehbraune Jacke und hatte, da der Nachmittag kalt gewesen war, eine Fellboa um ihren Hals gelegt. Ich erinnere mich auch noch an ihren Hut, der aus irgendeinem hauchdünnen Material bestand.

»Wie kann ich Ihnen nur danken?«, begann sie. »Ich weiß nicht, was mir diese Männer sonst angetan hätten.«

»Ich bin sehr froh, dass ich Ihnen helfen konnte«, erwiderte ich und blickte ihr ins Gesicht. Vielleicht mit etwas mehr Bewunderung, als ich hätte zeigen dürfen. »Hier ist Ihre Börse. Ich hoffe, es ist nichts beschädigt worden. Aber lassen Sie mich Ihnen einen Rat geben: Die Domain ist offensichtlich kein Ort, an dem eine junge Dame nach Anbruch der Dunkelheit allein spazieren gehen sollte.«

Sie sah mich einen Moment an und sagte: »Sie haben recht, ich habe mir diese Sache selbst zuzuschreiben. Ich hatte mich im Park mit einer Freundin getroffen und befand mich auf dem Rückweg zu meiner Kutsche, die dort draußen auf mich wartet, als ich auf diese Männer traf. Es wird nicht wieder vorkommen, zumal ich Sydney in ein, zwei Tagen verlassen werde.«

Auch ich würde die Stadt bald verlassen, und mir schien plötzlich, dass es ohne ihre Anwesenheit auch keinen Grund zum Verweilen mehr gab.

»Darf ich Sie zu Ihrem Wagen begleiten?«, fragte ich. »Diese Bur-schen könnten Ihnen noch auflauern.«

Sie hatte ihre Haltung vollkommen wiedergefunden und blickte mich lächelnd an.

»Ich glaube nicht, dass sie so unverschämt sein werden, nach der Lektion, die Sie ihnen erteilt haben. Aber es würde mich sehr freuen, wenn Sie mich begleiten.«

Seite an Seite spazierten wir den Weg entlang, dann durch die Tore hinaus auf die Straße. Ein gepflegter Brougham hielt bei den Wiesen, und zu diesem lenkte sie ihre Schritte. Ich öffnete die Tür und hielt sie ihr auf. Bevor sie einstieg, streckte sie mir ihre kleine Hand entgegen.

»Verraten Sie mir Ihren Namen, damit ich weiß, in wessen Schuld ich stehe?«

»Mein Name ist Hatteras. Richard Hatteras, von Thursday Island, Torres Straits. Ich bin im ‚Quebec‘ abgestiegen.«

»Nochmals vielen Dank, Mr. Hatteras. Ich werde Ihre Ritterlichkeit niemals vergessen.«

Damit maß sie einer Selbstverständlichkeit zu viel Bedeutung bei, und dies wollte ich gerade zum Ausdruck bringen, da sprach sie weiter: »Ich sollte mich selbst auch vorstellen. Mein Name ist Wetherell, mein Vater ist der Kolonialsekretär. Ich bin mir sicher, er wird Ihnen ebenso dankbar sein. Auf Wiedersehen.«

Sie schien vergessen zu haben, dass wir uns schon die Hände gereicht hatten, und streckte mir die ihre ein zweites Mal entgegen. Ich ergriff sie, versuchte etwas Höfliches zu sagen, doch sie stieg in ihren Wagen und schloss die Tür, bevor ich meine Gedanken ordnen konnte; und im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Nun, kauzige Eigenbrötler und enttäuschte alte Jungfern können von mir aus über Liebe auf den ersten Blick sagen, was sie wollen. Ich bin kein sehr romantischer Mensch, sogar weit davon entfernt, das Leben, welches ich geführt habe, fördert derartige Dinge nicht besonders. Aber wenn ich nicht bis über beide Ohren verliebt war, als ich meinen Weg an diesem Abend fortsetzte, dann weiß ich nicht, was Liebe ist.

Es konnte auf Erden keinen reizenderen, hübscheren, süßeren kleinen Engel geben als das Mädchen, das ich gerade hatte retten dürfen; und von diesem Augenblick an kehrten meine Gedanken ständig zu ihr zurück. Ich glaubte den sanften Druck ihrer Finger in meiner Hand noch Stunden später spüren zu können, und als weiteren Beweis für meine verschobene Sicht der Dinge freute es mich,

dass ich an diesem Tag meinen neuen, modischen Anzug getragen hatte, den ich mir in Sydney gekauft hatte, und nicht die Kleidung, in der ich von den Torres Straits hierher gereist war, obwohl ich diese bis dahin auch für Feiertage als gut genug erachtet hatte. Dass sie sich an mich länger als eine Stunde erinnern würde, wagte ich nicht zu hoffen.

Am nächsten Morgen kleidete ich mich wieder in meinen besten Anzug und schlenderte die Straße entlang, in der Hoffnung, irgendwo auf sie zu treffen. Das war eine irrwitzige Idee, zugegeben, aber wie dem auch sei, ich sollte nicht enttäuscht werden. Als ich die George Street überquerte, fuhr ein Wagen an mir vorbei, und in ihm saß das Mädchen, das meine Gedanken beherrschte. Sie erkannte mich und schenkte mir ein bezauberndes Lächeln. Dann verschwand sie aus meinem Blickfeld; und es ist ein Wunder, dass ich in diesem Augenblick nicht mein Leben aushauchte, denn ich stand dort, völlig in meinen Tagträumen verloren, und erst nachdem mich zwei Hansoms und ein Brauereiwagen fast über den Haufen gefahren hatten, kam es mir in den Sinn, dass es vielleicht sicherer wäre, meinen Gedanken auf dem Bürgersteig nachzuhängen.

Zur Mittagszeit war ich wieder im Hotel und während des Essens kam mir eine brillante Idee. Sollte ich den Mut fassen und ihr einen Besuch abstatten?

Warum nicht?

Es war nur eine Frage der Höflichkeit, sich zu erkundigen, wie es ihr nach den Aufregungen des letzten Abends ging. Kaum hatte ich diesen Entschluss gefasst, wollte ich ihn auch in die Tat umsetzen. Doch für einen förmlichen Besuch war es noch zu früh und so tigerte ich eine Stunde lang ruhelos in der Halle auf und ab. Dann rief ich einen Hansom heran und wies ihn in Richtung Potts Point. Das Haus war das letzte in der Straße, ein beeindruckendes Gebäude auf einem herrlichen Anwesen. Auf mein Klingeln hin erschien der Butler und zerstörte meine Hoffnungen mit der Auskunft, dass Miss Wetherell außer Haus sei.

»Sie ist zur Zeit sehr beschäftigt, mein Herr. Am Freitag reist sie mit ihrem Herrn Vater auf der ‚Orizaba‘ in Richtung England ab.«

»Wie bitte? Haben Sie gerade gesagt, Miss Wetherell wird auf der ‚Orizaba‘ nach England reisen?«

»Das sagte ich, Sir. Und im Augenblick befindet sie sich beim Gericht.«

»Ah, vielen Dank. Könnten Sie ihr meine Karte geben und ihr ausrichten, ich hoffe, dass es ihr nach dem Schrecken gestern Abend besser geht?«

Ich gab ihm die Karte und ein beachtliches Trinkgeld. Auf dem Weg zurück zu meinem Wagen schwebte ich im siebenten Himmel. Wir würden Schiffskameraden sein! Sechs Wochen lang würde ich sie jeden Tag sehen können! Es schien fast zu schön, um wahr zu sein.

Um es kurz zu machen, schließlich berichte ich gerade erst vom Vorspiel der außergewöhnlichen Ereignisse, die ich noch zu erzählen habe, endlich kam der Tag der Abreise. Ich begab mich schon früh am Morgen zum Schiff, und so war ein Gepäck schon sicher in meiner Kajüte verstaut, als der Ansturm einsetzte. Erst in Adelaide würde ein weiterer Mitreisender in meine Unterkunft einziehen, so dass ich sie für ein paar Tage für mich allein hatte.

Gegen drei Uhr lichteten wir den Anker und dampften langsam die Bucht hinunter. Es war ein perfekter Nachmittag: der Hafen mit den unzähligen Schiffen aller Nationalitäten und Größen, das blaue Wasser, im Hintergrund die würdevollen Hügel, alles das ergab ein Bild von ergreifender Schönheit. Als die Wetherells an Bord gekommen waren, hatte ich mich wohl unter Deck befunden. Ich stand gerade auf dem Promenadendeck, direkt hinter dem Haupteingang zum Salon und betrachtete das vor mir ausgebreitete Panorama, als ich eine Stimme, die ich nur zu gut kannte, hinter mir sagen hörte: »Lebwohl, gutes altes Sydney. Bedeutsame Dinge werden geschehen sein, wenn wir uns wiedersehen.«

Sie konnte nicht wissen, wie recht sie mit diesen Worten hatte. Während sie sprach, drehte ich mich zu ihr um.

Für einen Augenblick wirkte sie von der Überraschung überwältigt, dann streckte sie ihre Hand aus und sagte: »Mr. Hatteras, das ist ja wundervoll. Ich hätte wirklich nicht damit gerechnet, Sie hier an Bord zu treffen.«

»Genauso geht es mir auch«, entgegnete ich. »Es sieht so aus, als wären wir Reisegefährten.«

Sie wandte sich an einen großen, weißbärtigen Mann an ihrer Seite.

»Papa, darf ich dir Mr. Hatteras vorstellen? Du wirst dich erinnern, ich habe dir erzählt, wie er mir beigestanden hat, als ich von diesen Strolchen in der Domain belästigt wurde.«

»Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Mr. Hatteras«, sagte er und schüttelte mir herzlich die Hand. »Meine Tochter hat mir von dem Ereignis berichtet, und ich habe gestern versucht, Sie im Hotel zu erreichen, um Ihnen persönlich zu danken, aber Sie waren leider nicht zu Hause. Besuchen Sie Europa?«

»Ja, ich befinde mich auf einer kurzen Reise, um mir den Ort anzusehen, an dem mein Vater geboren wurde.«

»Dann sind Sie, so wie ich, ein australischer Eingeborener? Ich meine natürlich, ein australischer Kolonist«, fragte Miss Wetherell mit einem kleinen Lachen.

»Ich wurde auf See geboren«, antwortete ich, »anderthalb Grad südlich von Mauritius. Deshalb weiß ich nicht genau, als was Sie mich bezeichnen würden. Ich hoffe, Sie haben angenehme Kajüten?«

»Ausgezeichnete. Wir haben schon zwei oder drei Reisen mit diesem Schiff unternommen und haben immer dieselben Unterkünfte. Und jetzt, Papa, muss ich wirklich nachsehen, wo die arme Miss Thompson abgeblieben ist. Man beginnt den Seegang zu spüren und sie wird nach unten gehen wollen. Auf Wiedersehen für den Augenblick, Mr. Hatteras.«

Noch in dieser Woche ließen wir Adelaide hinter uns und vier Tage später gehörte auch Albany der Vergangenheit an. Langsam schlich sich an Bord des Schiffes ein gewisser Trott ein, die schlechteren Seeleute begannen an Deck herumzulungern und einige Passagiere blieben mit verschiedenen Entschuldigungen den Mahlzeiten fern.

Nicht nur für mich war Miss Wetherell die schönste Frau des Schiffes. Jedermann schenkte ihr seine Aufmerksamkeit, vom Kapitän bis zum einfachen Deckarbeiter. Da ich nicht den Eindruck erwecken wollte, mir wegen unserer Bekanntschaft zu viele Freiheiten herauszunehmen, begann ich ihr etwas aus dem Weg zu gehen. Ob sie dies bemerkte, kann ich nicht genau sagen, trotzdem waren unsere Unterhaltungen herzlicher, als ich hätte erwarten dürfen. Dies blieb nicht unbeobachtet, und so fehlte es nicht an lästernden Leuten an Bord, die über die Tochter des Kolonialsekretärs und ihre Beziehung zu mir herzogen; und als meine genaue gesellschaftliche Position bekannt wurde, kann ich Ihnen sagen, hörte der böswillige Klatsch erst recht nicht mehr auf.

Eines Abends, zwei oder drei Tage, nachdem wir Colombo hinter uns gelassen hatten, stand ich an der Reling des Promenadendecks, etwas abseits des Eingangs zum Rauchersalon, als sich Miss Wethe-

rell zu mir gesellte. Sie sah in ihrem Abendkleid einfach reizend aus, und ich wünschte, ich würde sie gut genug kennen, ihr dies auch sagen zu dürfen.

»Mr. Hatteras«, sagte sie, nachdem wir über das Wetter und den Sonnenuntergang geplaudert hatten, »ich habe allmählich das Gefühl, dass Sie meine Gesellschaft meiden.«

»Gott bewahre, Miss Wetherell«, erwiderte ich rasch. »Wie um alles in der Welt kommen Sie darauf?«

»Streiten Sie es nicht ab.«

»Nun, wenn ich mir vielleicht das Vergnügen, mit Ihnen zusammen zu sein, nicht so oft gestatte, wie ich es mir wünschte, so liegt das nur daran, dass ich befürchte, Sie könnten sich in meiner Gesellschaft langweilen.«

»Hübsch gesprochen«, antwortete sie lächelnd, »aber das erklärt noch immer nicht, was ich wissen möchte.«

»Und was möchten Sie wissen, junge Dame?«

»Ich möchte wissen, warum sich Ihr Verhalten mir gegenüber so verändert hat. Zu Beginn verstanden wir uns glänzend, Sie erzählten mir von Ihrem Leben auf den Torres Straits, von Ihren Reisen in der Südsee, sogar von Ihren Zukunftsplänen. Doch inzwischen beschränken sich unsere Unterhaltungen auf ein ‚Guten Morgen, Miss Wetherell‘, ‚Guten Abend, Miss Wetherell‘. Ich muss gestehen, dass mir eine solche Behandlung nicht gefällt.«

»Ich muss um Verzeihung bitten, aber ...«

»Kein ‚Aber‘. Wenn Sie möchten, dass ich Ihnen verzeihe, müssen Sie wieder soviel Zeit wie zuvor mit mir verbringen. Sie werden auch die anderen Leute in meiner Gesellschaft mögen, wenn Sie sie erst kennengelernt haben. Sie sind alle sehr freundlich zu mir.«

Es mir blieb mir also nichts anderes übrig, als mich in diesen Kreis zu drängen, obwohl ich genau wusste, dass ich dort nicht sehr erwünscht war. Das hatte jedoch eine gute Seite: ich sah Miss Wetherell wieder öfter, sehr oft sogar. Ich bemerkte, dass ihr Vater nicht sehr erbaut davon war, obwohl er zu diesem Thema nichts sagte.

Vierzehn Tage später waren wir in Aden und verließen den öden Felsen dort gegen vier Uhr. Noch am selben Abend fuhren wir ins Rote Meer. Wir passierten den Suezkanal, ließen Port Said hinter uns und erreichten das Mittelmeer.

Zum ersten Mal in meinem Leben befand ich mich in Europa.

In Neapel würden die Wetherells das Schiff verlassen und den Rest ihrer Reise zu Lande fortsetzen. Ich muss gestehen, als die Stunde der Trennung nahte, fühlte ich mich scheußlich. Und ich bildete mir ein, dass auch Miss Wetherell nicht sehr glücklich war. Sie werden sich wahrscheinlich fragen, wie um alles in der Welt ich annehmen konnte, eine Dame wie Miss Wetherell könnte irgendein Interesse an mir haben, und ich wüsste darauf keine Antwort. Und doch gab ich mich gewissen Hoffnungen hin.

Wir sollten den Hafen am nächsten Morgen erreichen. Die Nacht und das Meer waren sehr ruhig. Wie durch eine glückliche Fügung trafen Miss Wetherell und ich wieder an Deck zusammen. Die Sterne im Osten verblassten, da in Kürze der Mond aufgehen würde. Ich beobachtete meine Begleiterin, wie sie an der Reling lehnte und, mit einem sehnsüchtigen Ausdruck auf ihrem Gesicht, das friedliche Meer betrachtete.

Der Drang, ihr meine Gefühle zu gestehen, wurde plötzlich übermächtig. Warum auch nicht, selbst wenn sie sie nicht erwiderte, so konnte ein solches Geständnis sie kaum verletzen. Deshalb trat ich etwas näher an sie heran.

»Und morgen, Miss Wetherell«, sagte ich, »heißt es voneinander Abschied nehmen. Vielleicht werden wir uns niemals wiedersehen.«

»Oh, nein, Mr. Hatteras«, antwortete sie, »sagen Sie das nicht. Sicherlich werden wir uns irgendwie und irgendwo wieder begegnen. Die Welt ist inzwischen sehr klein geworden.«

»Vielleicht für die, die sich aus dem Weg gehen möchten; doch für diejenigen, die sich zu finden wünschen, ist sie noch immer zu groß.«

»Nun, dann müssen wir das Beste hoffen. Wer weiß, vielleicht laufen wir uns in London wieder über den Weg? Ich halte das für sehr wahrscheinlich.«

»Und wird dieses Treffen für Sie unangenehm sein?«, fragte ich.

Sie schwieg und wandte sich halb von mir ab.

Hatte ich sie verletzt?

»Miss Wetherell, bitte verzeihen Sie meine Grobheit«, sagte ich rasch, »ich hätte wissen müssen, dass ich kein Recht habe, eine solche Frage zu stellen.«

»Warum denn nicht?«, antwortete sie und wandte mir ihr süßes Gesicht wieder zu. »Nein, Mr. Hatteras, ich möchte Ihnen offen sagen, dass ich Sie sehr gern wiedersehen würde.«

Jeder Tropfen Blut meines Körpers rauschte durch meinen Kopf. Träumte ich? Nun musste ich mein Glück versuchen, komme was da wolle.

»Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich unser Zusammensein genossen habe«, sagte ich. »Und nun werde ich wieder in mein einsames, sinnloses Leben zurückkehren.«

»Sie sollten nicht so reden, Sie haben Ihre Arbeit ...«

»Schon, doch was bedeutet das, wenn niemand da ist, für den man arbeitet? Können Sie sich meine furchtbare Einsamkeit ausmalen? Vergessen Sie nicht, ich habe keine Familie, da ist keine Menschenseele auf dieser Welt, der mein Tod irgendetwas bedeuten würde.«

»Sagen Sie das nicht!«

Ihre Stimme stockte, ich drehte mich vom Meer weg und betrachtete sie nachdenklich.

»Ich würde froheren Herzens zu meinem alten Leben zurückkehren, wenn ich glauben dürfte ...«

Wieder wandte sie sich ab.

Mein Arm lag neben dem ihren auf dem Geländer und ich spürte ihr Zittern. Es mag herzlos klingen, doch dies schenkte mir neuen Mut.

»Bedeute ich Ihnen etwas, Phyllis?«

Ihre Hand sank vom Geländer herab, während ich sprach, ergriff ich sie. Sie schien meine Frage nicht gehört zu haben, deshalb wiederholte ich sie.

Sie senkte den Kopf, so dass ich kaum das geflüsterte »Ja«, das ihren Lippen entschlüpfte, vernehmen konnte.

Bevor sie sich versah, hatte ich sie in meine Arme geschlossen und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Sie gehörte mir, sie liebte mich – mich – mich!

Die ganze Welt hallte von diesem Wunder wider, das Meer war davon erfüllt, und als ich den Liebesschwüren von ihren Lippen lauschte, erschien der Mond am Himmel als unser Zeuge.

Ich umarmte sie wieder und wieder, blickte in ihre süßen Augen, in denen Tränen glitzerten.

Plötzlich erstarrte sie.

Ich drehte mich um und gewahrte zu meinem Unbehagen ihren Vater, der über das totenstille Deck auf uns zuschritt.

Ich flüsterte ihr zu, unter Deck zu gehen, und sie verschwand sofort, ließ mich mit ihrem wütenden Vater zurück.

Und wie wütend er war, las ich deutlich in seinem Gesicht.

»Mr. Hatteras«, sagte er ernst, »was hat das zu bedeuten?«

»Das ist leicht zu erklären. Ich habe gerade Ihrer Tochter meine Liebe gestanden. Sie erwidert meine Gefühle. Deswegen möchte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie die Dankbarkeit, die wir Ihnen für Ihre Dienste in Sydney schulden, auf diese Weise ausnutzen.«

»Ihre Tochter kann sich verlieben, in wen sie will«, sagte ich, durch seinen Ton gereizt. »Sie hat mir ihr Jawort gegeben, unter der Bedingung, dass Sie zustimmen. Erheben Sie irgendwelche Einwände?«

»Nur einen. Hören Sie, ich verbiete es, ein für alle Mal. In jeder Beziehung, unumstößlich, ich verbiete es!«

»Ihr letztes Wort? Es gibt keine Möglichkeit für mich, Euch umzustimmen?«

»Ich ziehe diese Idee nicht einen Augenblick in Betracht. Und da wir gerade beim Thema sind, ich empfand die Vertraulichkeiten, die Sie sich meiner Tochter gegenüber hier an Bord herausgenommen haben, als ziemlich geschmacklos. Ich wünsche Ihnen einen guten Abend.«

»Warten Sie einen Augenblick. Sie haben mir Ihren Standpunkt dargelegt, jetzt möchte ich erklären, wie ich die Dinge sehe. Ihre Tochter liebt mich. Ich bin ein ehrlicher Mann, ich kann für sie sorgen und liebe sie von ganzem Herzen. Lassen Sie sich gesagt sein, ich werde Ihre Tochter heiraten, wenn sie es noch will, mit oder ohne Ihre Erlaubnis.«

»Sie sind unverschämt, mein Herr.«

»Ich versichere Ihnen, das liegt nicht in meiner Absicht. Ich bemühe mich, nicht zu vergessen, dass Sie ihr Vater sind.«

»Ich werde nicht länger mit Ihnen diskutieren. Sie kennen meine Entscheidung. Gute Nacht!«

»Gute Nacht!«

In meiner Brust tobten Wut und Freude, während ich noch stundenlang an Deck auf und ab schritt. Meine Liebe wurde erwidert, doch wenn ich an die Schwierigkeiten dachte, die unser harren, falls ihr Vater bei seiner gegenwärtigen Haltung blieb, sank mir der Mut. Schließlich, als die Glocke achtmal schlug (also um zwölf Uhr), begab ich mich in meine Kajüte. Mein Mitreisender schlief tief und fest, ein Umstand, für den ich überaus dankbar war, als ich den klei-

nen Umschlag mit meinem Namen darauf entdeckte. Ich öffnete ihn und las:

Geliebter,

mein Vater hat mir von eurer Unterredung berichtet. Ich kann es nicht verstehen und mir auch keinen Grund dafür vorstellen.

Was auch geschieht, denke immer daran, dass ich Deine Frau werde, und niemals die eines anderen.

Auf ewig
Deine Phyllis.

PS: Teile mir deine Adresse in London mit, bevor wir das Schiff verlassen.

Mit solch einem Brief unter meinem Kopfkissen, konnten meine Träume ja nur wunderschön sein. Von all den Schwierigkeiten, die noch vor uns lagen, und auf die der Zusammenstoß mit Mr. Wetherell nur ein Vorgeschmack war, konnte ich ja nichts ahnen.

Ende der Leseprobe

Guy N. Boothby
Die Rache des Doctor Nikola

erhältlich im Buchhandel, bei Amazon
oder versandkostenfrei direkt im Verlagsshop

www.wurdackverlag.de